

Peregrina

Autor(en): **Mörike, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 2

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662646>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Peregrina.

Die Liebe, sagt man, steht am Pfahl gebunden,
Geht endlich arm, zerrüttet, unbeschützt;
Dies edle Haupt hat nicht mehr, wo es ruht,
Mit Tränen nehet sie der Füße Wunden.
Ach, Peregrinen hab' ich so gefunden!
Schön war ihr Wahnsinn, ihrer Wange Blut,
Noch scherzend in der Frühlingsstürme Mut
Und wilde Kränze in das Haar gewunden.

War's möglich, solche Schönheit zu verlassen?
— So kehrt nur reizender das alte Glück!
O komm, in diese Arme dich zu fassen!

Doch weh! O weh! Was soll mir dieser Blick?
Sie küßt mich zwischen Lieben noch und Hassen,
Sie kehrt sich ab und kehrt mir nie zurück.

Eduard Mörike.

Der Kandidat der Poesie.

Von Walter Persich.

Das waren tolle Jungen, die im Herbst des Jahres 1822 im geruhigen „Stift“ der ehrwürdigen Universität Tübingen zusammentrafen! — Mancher hochaufgeschossen, unausgeglichen hager, mancher schon mit einer Andeutung jener behäbigen Rundlichkeit, die dermaleinst das äußere Zeichen der inneren Würde eines Pfarrers werden sollte — aber alle waren sie jung, schäumend, drängend, furchtlos vor den Fragen nach der Unendlichkeit, erfüllt von der ewigen Menschensehnsucht nach dem Schönen und Verklärenden!

Und wie nun die Menschen Schönes und Verklärendes auf den verschiedensten und verschlungensten Wegen zu suchen pflegen, wie nun der eine es nur im orgeldurchdröhnten Gotteshaus zu finden vermag, und jener eine kleine Anemone auf sonntäglichem Feld pflückt und ihm ihr Blütenstern das Wunder der Schöpfung offenbart, so war es auch bei diesen angehenden Kandidaten der Gottesgelahrtheit.

Nicht geleugnet werden kann, daß auch in diesem Jahrgang der frischgebackenen Stiftsjünger dieser und jener in verstaubten Folianten die großen Verkündungen von Leben und Wiedergeburt suchte — doch Waiblinger hatte anderes im Kopf, dieser brausende, kühne, genialische Jüngling mit seinem heiligen Trotz! In Jamben und Trochäen formte er seiner Seele Überschwang, daß dem stilleren Mörike manchenmal Angst wurde um die kleinen und stillen, feingemalten Liebhabereien in Versen, an denen sein hoffnungsvolles Herz hing. Waiblinger, der kühne Dichter! Gleichgültig war ihm, was die Professoren und würdigen Herren lehrten. „Leben!“ rief er in der heimlichen Zechrunde der Kandidaten. „Leben! Das wollen wir uns nicht verstauben und entsonnen lassen! Wir wollen es packen, wir wollen lieben! Wir wollen den Nektar aller Seligkeiten von gewölbten Mädchenlippen

trinken! Pulsende Herzen sollen schlagen an unseren Herzen, und alle Bücher mögen den Mäuserischen als Heimstatt dienen — wir rühren sie nicht an! Wir schaffen uns unsere eigene Welt — eine Insel der Seligkeit, umgeben von den Millionenheeren der Philister — eine unnehmbare Festung der Poesie, des Geistes, der großen, göttlichen Trunkenheiten!“

Manchem der im Tabaksdunst rund um die flackernde Kerze in Waiblingers Gartenhaus sitzenden bleichwangigen Kandidaten mag ein Schauer ob so heidnischen Worte über den mageren Rücken gerieselte sein. Ja, es war wieder mal ein toller Abend, fernab vom Betrieb der alma mater — Eduard Mörike, der stillste Gast in diesen Zechrunden, vernahm nur die Sehnsucht nach dem Schönen aus der schäumenden Rede. Er lächelte leicht vor sich hin und erhob sich. Er rötend zog er ein Papier aus dem schwarzen Rock, die Runde schwieg und blickte zu ihm auf, und Waiblinger machte sein spöttisches Gesicht. Dieser kleine Mörike! dachte er wohl wieder. Er übt sich im Dichten . . . doch er wird es von mir noch lernen!

Dann, als das Schweigen auch die Kerze stille brennen ließ, hob die warme Stimme des jungen Menschen Worte aus dem Schrein seiner verträumten Poeterei, wie sie niemand noch vernommen:

Du bist Orplid, mein Land . . .

Stand nicht sogar der Atem den jungen Kerlen still? Mörike hatte schon lange geendet, und noch immer wie eine ferne, im Herbstwald schwingende Glocke schien nachzuklingen, was er gesprochen. Jetzt sprang Waiblinger auf, fiel ihm um den Hals, küßte ihm enthusiastisch die Stirn.

„Eduard — das waren Musenworte! Du bist Orplid, mein Land — herrlich! Die blaue Blume ist verblüht, und jetzt haben wir Boden